

Leseprobe aus:

Annie Sanders

Jetzt kann ich's dir ja sagen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Wie alles anfing

Das Mondlicht musste mich geweckt haben, als es durch das Fenster auf mein Gesicht fiel. Kaum war ich wach, fingen meine Gedanken an zu kreisen, und ich konnte nicht mehr einschlafen. Da sitze ich nun, eingekuschelt in meine Decke auf meinem Lieblingssessel. Ich weiß nicht genau, wie spät es ist, weil meine Armbanduhr auf dem Schminktisch im Zimmer nebenan liegt. Doch der schmale Grünstreifen, den ich etwas pompös als meinen «Rasen» bezeichne, ist in Mondlicht getaucht, es muss also zwischen zwei und drei Uhr morgens sein.

Ich ziehe mir die Decke enger um die Schultern und trete ans Fenster. Ich liebe diese Fenstertüren – sie sind fast doppelt so hoch wie ich und der Grund, weshalb ich diese Wohnung gekauft habe. Während die Immobilienmaklerin noch von der Nähe zum Zentrum schwärmte, hatte ich mich bereits in die hohen Decken und Holztüren dieses alten viktorianischen Hauses verliebt und entschieden. Ich konnte mir uns beide nur zu gut darin vorstellen, die gemeinsam verbrachten Weihnachtsfeste – in dieser Nische der Christbaum, unter dem sich Nats Geschenke stapelten.

Der Wohnungskauf war für lange Zeit der letzte spontane Akt geblieben. Bis ich vor kurzem beschloss, die über Jahre zurückgehaltene Spontaneität innerhalb weniger Tage nachzuholen.

Ein Fuchs schleicht vorsichtig durchs Gras und lässt mich

aufmerken. Ich beobachte, wie er die Schnauze in die Luft reckt, wittert und sich dann rasch davonmacht. Vermutlich eine Füchsin, die in Mülltonnen nach Nahrung für ihre Jungen sucht. Ich kann ihre Einsamkeit nachfühlen. Auch ich habe in der Vergangenheit in Secondhandläden und auf den Wühltischen der Supermärkte nach Schnäppchen gesucht.

Aber jetzt stehe ich hier und betrachte mich in der Fensterscheibe, in der sich mein Lächeln spiegelt. Mein Leben wurde in den letzten Wochen völlig auf den Kopf gestellt, und ich glaube nicht, dass ich die Frau wiedererkennen würde, die früher hier gewohnt hat. Bevor die außergewöhnlichste Zeit ihres Lebens begann. In der sie dachte, alles wäre aus. Die Frau, die ich war, bevor ich Micah traf.

Es ist inzwischen so spät, dass es sich kaum noch lohnt, ins Bett zurückzugehen. Außerdem könnte ich vermutlich sowieso nicht schlafen. Aber was soll's, dann erzähle ich eben die ganze Geschichte von vorn.

Kapitel 1

Montag

Mein Name ist Lucy Streeter. Ich hieß schon immer Streeter. Natürlich habe ich mir als Schülerin versucht vorzustellen, wie es wäre, zu heiraten und einen neuen Nachnamen zu haben – wie alle anderen Mädchen auch. Ich war fest davon überzeugt, mit achtundzwanzig voller Stolz sagen zu können: «Ich bin Mrs. Bloggs», aber dazu kam es dann nicht.

Also ist Lucy Streeter nach wie vor das, was drauf steht und drin ist. Nicht dass ich es bereue, meinen Namen behalten zu haben, keinesfalls! Es erspart einem jede Menge Missverständnisse und ist viel unkomplizierter.

Ich mag es, wenn die Dinge unkompliziert sind. Genau genommen hat sich alles in meinem Leben jahrelang nach demselben Muster abgespielt, seit Nat zur Schule und später dann zum Studium nach Leicester ging – und nachdem ich dann irgendwann aufgehört hatte, heulend in sein Zimmer zu rennen und an seinen Sachen zu schnupfern. Doch bis Nat fünf Jahre alt war, war mein Leben alles andere als unkompliziert. Als alleinerziehende Mutter musste ich für unseren Lebensunterhalt sorgen und gleichzeitig alle um mich herum versuchen zu überzeugen, ich sei noch immer so jung und unbekümmert wie eh und je. Wie gut und sorgenfrei man als junger Mensch lebt, begreift man erst, wenn man selbst eine so große Verantwortung übernehmen muss.

Was mein Vater als meinen «Niedergang» bezeichnete, lag in einer Eigenschaft begründet, die meine Großmutter wiederum «Dickköpfigkeit» nannte. Als Teenager war ich nicht nur stur, ich fühlte mich auch von meinem Vater durch dessen eisernen Willen und Arroganz ständig herausgefordert und tat alles nur Erdenkliche, um ihn zu provozieren. Einschließlich Verabredungen mit den unmöglichsten, unpassendsten Typen, die ich finden konnte. Wir lebten damals in der Nähe von Warwick, in einem weitläufigen Viertel mit Häusern, die man heutzutage bürgerlich nennen würde und die, abgesehen von minimalen Details, alle gleich aussahen. Meine Eltern sind pragmatische Leute und hatten sich für das Haus entschieden, weil mein Bruder, Chris, und ich zur Schule laufen konnten. Er zu seiner netten Privatschule für Jungen, ich zu meiner netten Privatschule für Mädchen, nur einen Hügel weiter.

Mein Schulweg führte durch einen Park, was in der Anfangszeit, als Mum mich noch begleitete, kein Problem war. Manchmal hielten wir unterwegs sogar an, damit ich auf dem Spielplatz schaukeln konnte. Und wenn sie besonders gute Laune hatte, kaufte sie mir ein Eis in dem Café mit dem Strohdach, gleich neben dem Teich. Mum saß dann auf der Bank und sah zu, wie ich kopfüber vom Klettergerüst hing. Insgeheim hoffte ich mehr als einmal, ich würde mich spektakulär auf die Nase legen, um später in der Schule mit einem stattlichen blauen Fleck angeben zu können.

Der Nachteil war, dass ich auf dem Nachhauseweg regelmäßig die Kinder von der städtischen Schule traf, die in die Gegenrichtung nach Hause unterwegs waren. Mit vierzehn oder fünfzehn Jahren ging ich allein zur Schule. Auf dem Hinweg war es einfach, den anderen Kindern aus dem Weg zu gehen, da unser Unterricht früher anfang als ihrer – ein weiterer Beweis

unserer intellektuellen Überlegenheit –, doch auf dem Rückweg, wenn ich weder Musikproben noch Training hatte, sah ich sie über die Brücke durch den Park kommen. Sie waren laut, angeberisch, rauchten Zigaretten und taten so, als wollten sie sich gegenseitig in den Fluss schubsen. Und dann standen sie vor mir: Neil Bartlett und seine Clique.

«Er sieht ganz schön scharf aus», hatte meine Freundin Kate immer gekichert, wenn wir zusammen unterwegs waren. Und sie hatte recht. Mit seinen zerzausten dunklen Haaren und seinen dichten Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, war er die personifizierte Coolness. Sein Hemd hing ihm immer aus der Hose, und die Krawatte seiner Schuluniform saß grundsätzlich schief. Auf seiner Schultasche standen Sprüche mit Tipp-Ex geschrieben. Ich mochte «I Think We're Alone Now» von Tiffany und fand «Time of My Life» toll (ich kann mich nicht erinnern, wer die Nummer gesungen hat). Er stand auf die Beastie Boys, trug Basecap und eine schwere Gliederkette mit überdimensionalem VW-Anhänger um den Hals.

Ich habe *Dirty Dancing* viermal angesehen. Er bevorzugte *Full Metal Jacket* und *RoboCop*. Doch für mich, die ich dämlich, naiv und romantisch war, war er mein Heathcliff, der Held aus *Sturmhöhe*. Natürlich wusste ich, dass er nicht der Richtige für mich war, trotzdem erschauerte ich vor Aufregung und sexuellem Erwachen, als er mich im Park an sich zog und hart und ungeschickt auf den Mund küsste.

Ich weiß mittlerweile gar nicht mehr, wie wir eigentlich zusammengekommen sind. Wahrscheinlich haben wir irgendwann einfach mal angefangen uns zu unterhalten, als wir uns im Park bei den Ruderbooten über den Weg liefen. Wie Romeo und Julia, deren Familien sich auch nicht ausstehen konnten.

Kate, die seinerzeit mit einem Laternenpfahl geflirtet hätte, war wohl für den ersten Kontakt verantwortlich, und nach nur wenigen Tagen log ich Mum bereits an, bei den Proben werde es spät werden, und ging immer länger aus. Neils Kumpel verzogen sich irgendwann, und auch Kate (die taktvoll genug war, um zu merken, wenn sie das fünfte Rad am Wagen war) ließ sich bald abschütteln. Dann konnten er und ich endlich loslegen.

Keine Ahnung, worüber wir uns eigentlich unterhalten haben, da unsere einzige Gemeinsamkeit darin bestand, in der gleichen Stadt zu wohnen. Aber ich weiß noch, dass ich viel Zeit damit verbrachte, ihm dabei zuzuhören, wie er prahlte – Ich-bin-ja-so-toll-Gerede vom Feinsten –, und dass ich innerliche Kämpfe ausstand, weil mir seine Berührungen so sehr gefielen, ich aber auch nur zu gut wusste, dass es mir nicht gefallen sollte.

«Du bist total schickimicki», sagte er mir immer und immer wieder, und aus seinem Mund klang das wie Kritik.

«Er ist so gewöhnlich», platzte mein Vater heraus, als er dank meines Bruders Chris und dessen blöder Kommentare beim Mittagessen von meinem neuen Schwarm erfuhr. Und das war definitiv als Kritik gemeint.

In den Augen meines Vaters hatte ich ein Kapitalverbrechen begangen. Er hatte für mein Schulgeld tief in die Tasche gegriffen, nur um zu verhindern, dass ich mich mit Typen wie Neil einließ. Mein Plan war also aufgegangen.

Wir trafen uns heimlich während des restlichen Sommerhalbjahres. Ich vermasselte sämtliche Abschlussprüfungen, weil ich zu beschäftigt damit war, von Neil zu träumen. Meine Eltern wurden daraufhin zur Schulleitung zitiert, und der Direktor konnte sich überhaupt nicht erklären, was aus mir und meinem Lerneifer geworden war.

«Daran ist nur dieser verdammte Kerl schuld», hatte mein

Vater auf dem Nachhauseweg gepoltert. «Du bist noch viel zu jung für so eine Art von Beziehung – ganz besonders mit Typen wie dem –, du ruinierst dir dein ganzes Leben. Man bekommt nur eine Chance, das weißt du doch!»

Der Tiefpunkt meines Niedergangs kam, als meine Eltern nach Darlington fuhren, um Tante Jayne zu besuchen. Chris und ich weigerten uns mitzufahren, da wir schon wussten, wie langweilig es dort sein würde. Die Aussicht darauf, zwei mau-lende Kinder im Wagen zu haben, genügte, meinen Dad zu überzeugen, uns zu Hause zu lassen. Mir war klar, dass Mum nicht gerade begeistert davon war, schließlich war sie auch nicht von gestern. Kaum dass der Wagen unsere Auffahrt verlassen hatte, verzog sich mein Bruder zu einem Kumpel, und somit stand meinem Treffen mit Neil nichts mehr im Weg.

«Komm schon, sie werden niemals etwas davon erfahren.» Ich erinnere mich noch genau an seine Worte, an seine Lippen, die so dicht an meinem Ohr waren, dass mir die Knie zitterten. Und an die Erregung, die sich mit entsetzlicher Angst vermischte, als ich ihn ins Haus bugsierte und hoffte, dass die Goughs von nebenan nichts bemerkt hatten.

Man braucht nicht besonders viel Phantasie, um sich vorzustellen, was dann geschah. Keine störenden Unterbrechungen, das ganz neue Gefühl einer weichen Matratze statt der dornigen Büsche am Flussufer – angereichert mit einer Menge überkochender Teenagerhormone und einer Portion Neugier.



Zufrieden mit meiner Teenagerrebellion, begann ich, Neil sanft abzuschütteln, und erfand bald immer öfter Ausreden, warum ich ihn nicht treffen konnte. Ich merkte erst viel später, dass ich

schwanger war. Diese Geschichte ist wichtig, weil sie einiges erklärt. Nämlich warum ich bin, wer ich bin. Warum ich immer noch Lucy Streeter bin. Und warum ich trotz allem noch immer das Mädchen bin, das an einem stickigen Samstagnachmittag im Juli im Alter von siebzehn Jahren seine Zukunft an Neil Bartlett verschwendet hat.

Es erklärt auch, warum ich in den letzten zehn Jahren, seit ich ein Stück weiter die Straße hoch nach Leamington Spa gezogen bin, jeden Morgen die Haustür hinter mir zuziehe und die Warwick Road entlanggehe. Ich weiche den Müllbeuteln aus und ärgere mich, dass jemand sie einfach auf die Straße gepfeffert hat, biege dann schließlich in die Paradise Street ein, kaufe an Deepaks Kiosk eine Zeitung und schließe meinen Laden auf. So vergehen die Tage. Eintönig und unkompliziert, weil ich die Verantwortung für meinen Sohn trage, und vielleicht auch, weil alle dachten, ich würde auch diese Aufgabe in den Sand setzen. Lieber führe ich ein langweiliges Leben, als ihnen die Genugtuung zu gönnen, recht zu behalten. Jene Woche – jene verheißungsvolle Woche – verlief zunächst nicht anders. Mittlerweile überrascht es mich, wie man jahrelang derselben Routine nachgehen kann. Vielleicht liegt auch etwas Tröstliches darin – zu viele Veränderungen machen nervös –, und Deepaks morgendliches «Wie geht's», wenn ich meinen *Guardian* bei ihm kaufte, war ein liebgewordener Meilenstein auf der einförmigen Straße meines Lebens, den ich täglich passierte.

An jenem Montag hatte ich es vermieden, einen Blick in Sandys Laden zu werfen. Seit ein paar Tagen waren die Schaufenster weiß abgehängt, und am Wochenende hatte jemand ein großes «Zu vermieten»-Schild davor angebracht. Das «Custard» – sie hatte den Laden in einem Anfall von Albernheit nach ihrer Katze benannt, die sie als Kind besessen hatte – war Sandys kleines

Schuhgeschäft gewesen. Der Laden hatte sämtliche holistisch denkenden Menschen Leamingtons mit seltsam geformtem, unglaublich klobigem Schuhwerk aus Skandinavien versorgt, und eigentlich hatte ich immer den Eindruck, die Geschäfte liefen gut. Aber vielleicht war die treue Fangemeinde des Custards doch zu klein, um es rentabel zu halten (obwohl es in dieser Stadt genug müslifutternde Jutebeutelträger gab). Die Schließung des Geschäfts, quasi über Nacht, hatte uns anderen Ladenbesitzern an der Paradise Street brutal in Erinnerung gerufen, dass auch wir nur mit Mühe über die Runden kamen. Und unser Vermieter machte uns das Leben ganz sicher nicht einfacher, doch dazu später mehr.

Mein letzter Zwischenstopp auf dem Weg zu meiner Boutique war, wie immer, das Deli gewesen. Der Duft von Kaffee schlug mir verheißungsvoll entgegen, als ich die Tür öffnete. Ein paar Gäste waren schon da, lasen Zeitung und nippten an hohen Gläsern mit Latte Macchiato.

«Hallo, Luce, schönes Wochenende gehabt? Was darf's sein? Eins hiervon?» Sallys Lächeln war breit und freundlich. Sie trug ihr Haar wie immer zu einem unordentlichen Knoten hochgebunden, und ihr silbernen Kreolen schwangen hin und her, während sie ein mit Muffins beladenes Korbtablett bereitstellte. Bis spätestens elf Uhr würde sie all das köstliche Gebäck an ihre hungrigen Kunden verkauft haben.

«Du bist ein verführerisches Biest, aber ich werde standhaft bleiben», hatte ich erwidert, bevor ich einen Caffè Latte mit entrahmter Milch bestellte, wie ich es immer tat und was Sally sehr genau wusste. Doch hielt ich nicht selten beim Verlassen des Delis neben dem Kaffee noch eine Tüte mit einem Muffin in der Hand. Vermutlich habe ich auch an jenem Tag versucht, hinter die Theke zu spähen und zu sehen, ob Richard da war.

«Wo steckt denn dein Bruder? Hat er einen Kater, oder erholt er sich von seiner letzten Orgie?»

Sally hatte gelacht, während sie die Milch aufschäumte. «Beides. Er tut, als hätte er heute Morgen ein enorm wichtiges Meeting mit unserem Steuerberater, aber ich weiß ganz genau, dass das nicht stimmt. Er wurde zuletzt gestern Nacht im *Pig & Whistle* gesichtet, mit einem sehr hübschen, dünnen Ding am Arm.»

Ich gab ihr das Geld für den Kaffee. «Eigentlich erbärmlich für einen erwachsenen Mann, andererseits musst du zugeben, dass er es eben immer noch drauf hat.»

«Ja, aber ich denke auch, dass es allmählich an der Zeit für ihn ist, erwachsen zu werden.» Sally lachte, und ich winkte ihr zum Abschied.

Als ich durch die Fenstertür meines Ladens linste, entdeckte ich ein paar Rechnungen auf der Fußmatte. Meinen Kaffee in der einen und meine Handtasche in der anderen Hand balancierend, versuchte ich umständlich, aufzuschließen. Mit der Montagspost kommen oft Rechnungen, dazu Werbeprospekte, die Stuhlüberzüge oder Hörgeräte anpreisen. Heute schien keine Ausnahme zu sein. Ich erwog, die Rechnungen zusammen mit der Reklame in den Müll zu werfen, legte sie stattdessen aber in eine Schublade, wo sie so lange vor sich hin vegetieren würden, bis meine Geldquellen wieder ins Sprudeln kamen und ich sie bezahlen konnte. Nachdem ich die Jalousien hochgezogen hatte, fiel helles Licht in gleißenden Strahlen auf den ausgetretenen Holzfußboden. Gegen zwölf würde die Sonne so weit gewandert sein, dass sie direkt durch das Schaufenster schien, was mir ein wenig Sorgen bereitete. Der gold-grüne Brokatmantel in der Auslage würde dann zwar besonders schön leuchten, aber die Sonne würde den Stoff auch ausbleichen.

Ich vermute, dass auch der Geruch in dem Laden immer derselbe war, doch die Orte, die einem so vertraut sind, kann man selbst oft gar nicht mehr riechen. Meine Freunde sagen, es würde nach Hyazinthen duften, doch das liegt daran, dass ich die Blumen überall aufstelle, sobald die Saison beginnt. Zusammen mit winzigen Narzissen stopfe ich so viele wie möglich in witzige Blumentöpfe, das finde ich wunderschön. Ich hatte immer frische Blumen im Laden stehen, und an jenem Tag roch es nach Lilien, die in der Sommerhitze nahezu im Zeitraffer aufgegangen waren. Der schwere Blütenduft übertünchte nicht ganz den modrig-feuchten Geruch im Laden. Regenwasser war zunächst durchs Dach gedrungen und dann auf eine Kleiderstange mit Jacken im Laden getropft. Mein Bankberater wäre vermutlich der Ansicht, dass die Lilien zu extravagant und teuer waren und ich sie mir besser verkniffen und stattdessen Raumspray verwendet hätte, aber hey – darauf kam es dann auch nicht mehr an. Es hat dem Laden ein gewisses Etwas verliehen, und das Leben ist einfach zu kurz, um ständig vernünftig zu sein.

Oder etwa nicht?

Vermutlich habe ich an jenem Tag die Kleiderstangen und -regale durchgesehen und, wie ich es immer tue, dafür gesorgt, dass die Auswahl an Schuhen, Taschen und Accessoires hübsch präsentiert und nach mehr aussah, als tatsächlich vorhanden war. Mittlerweile finden sich mehr und mehr Stücke meiner eigenen Kollektion im Angebot, aber so war das nicht immer. Ich habe alle meine finanziellen Reserven (und meine Energie) darauf verwendet, aus dem Laden – einer ehemaligen Apotheke – mein Traumgeschäft zu machen. Die wunderbar alten Apothekerschränke waren noch da, aber ich hatte die grässlichen Neonröhren entfernt und durch Kandelaber ersetzt, die ich zusammen mit meiner Mum auf einer Auktion erstanden hatte.

Auch das Linoleum habe ich herausgerissen und den Boden geschliffen, bis mir die Finger bluteten.

Zunächst war ich auf Nummer sicher gegangen und hatte nur bewährte Designer ins Sortiment aufgenommen oder wenigstens jene, die gewillt waren, einen winzigen, unbekanntem Laden in Leamington Spa zu beliefern. Nach und nach stellte ich jedoch auch immer wieder meine eigenen Entwürfe im Laden aus. Gut liefen die bewährten Stücke wie stylische, aber tragbare Oberteile und Röcke aus fließendem Stoff. Sie entsprachen auf dem ersten Blick den gängigen Designs und zogen all jene Kunden an, die mich und meine Entwürfe noch nicht kannten. Diese Laufkunden und ihre kleinen, aber kontinuierlichen Einkäufe hatten über die letzten Jahre meine Miete finanziert – aber sonst wenig anderes.

Nur selten wollten diese Kunden ihr Geld in Mäntel oder Kleider meiner Kollektion investieren. Das hielt sie allerdings nicht davon ab, begeistert die teuren Stoffe zu befangern und die feinen Stickereien zu loben, wie ich immer wieder genervt feststellte.

«Sie sind wirklich talentiert», gurrten sie hier und da, was mich sofort hoffen ließ. Umso enttäuschter war ich dann, wenn sie seufzend meinten: «Aber ich weiß wirklich nicht, zu welchem Anlass ich das tragen soll.» Also gingen sie auf Nummer sicher mit ihrer Party- und Urlaubsgarderobe, und meine Kleider versauerten auf der Stange.

Besonders eine Kundin – die ich insgeheim Mrs. KauftNix nannte – schien es sich zur Gewohnheit gemacht zu haben, immer wieder in den Laden zu kommen und quasi schon auf dem Weg zur Kasse einen Rückzieher zu machen, indem sie sich entweder über den Preis oder den Schnitt des jeweiligen Stücks beschwerte. Also wirklich. Es kam öfter mal vor, dass ich meine Meisterwerke, in Seidenpapier gewickelt und in lächerlich teure

Tragetaschen gebettet, an Stammkundinnen verkaufte – meist Freundinnen –, die ihre Kreditkarten gern mit den Worten «Ich weiß, ich sollte das nicht tun» oder «Es ist nicht so, dass ich das tatsächlich brauchte» zückten. Und Gott sei es gedankt, denn ihre Großzügigkeit (und die ihrer Ehemänner) bewahrten Nat und mich vor der Verarmung. Und sorgte dafür, dass mir die Lust am Modedesign nicht verging.

Wie soll ich meine Kleider beschreiben? Die Sachen sind so weit von meiner eigenen Persönlichkeit entfernt wie nur irgendwas. Und ich bin jemand, der sich lieber in ein dunkles Zimmer einsperren lässt, als in einem Raum voller Leute etwas vorzutragen – so schüchtern bin ich.

In der Schule habe ich mich immer über die Mädchen gewundert, die Theater gespielt und den Applaus und die Aufmerksamkeit im Rampenlicht so geliebt und genossen haben. Ich war diejenige, die sich lieber im Hintergrund gehalten und am liebsten am Bühnenbild mitgewirkt und die Kostüme entworfen hat. Vermutlich ist es total uncool, gern zu nähen – wenigstens war es damals so, weshalb ich meine Faszination dafür für mich behielt, als sei es ein Laster. Doch der Kostümfundus der Schule war mein persönliches Paradies. Zwischen den Regalen voller Hüte und Schuhe, Schals und Stoffe konnte ich dem Alltag entfliehen und in einen endlosen Ozean der Phantasie und Inspiration abtauchen.

Ich habe bei allen Schultheateraufführungen mitgeholfen, und während die Schauspieler im ersten Stock ihre Texte probten, nähte ich bis spätabends Gehröcke und viktorianische Roben aus billigem Futterstoff.

Selbstredend war es damit nach meiner unglücklichen Beziehung zu Neil Bartlett vorbei. Wie auch meine gesamte Schullaufbahn, um genau zu sein. Doch kann man mit Fug und Recht

behaupten, die kurze Zeit am Schultheater sei der Ursprung meiner Entwürfe gewesen. «Dandy-Style» nennt meine Freundin Tamasin den Schnitt meiner Mäntel. Vermutlich deshalb, weil die Dreiviertellänge und die bestickten Aufschläge ein wenig an die viktorianische Mode erinnern. Ich hatte schon immer eine Schwäche für üppige Stoffe gehabt, je kostbarer, desto besser. Nat kann ein Liedchen davon singen. Wann immer wir zusammen Urlaub machten – was nicht besonders oft vorkam –, musste er immer irgendwo auf mich warten, während ich die Märkte nach Stoffen und Vintage-Klamotten durchkämmte. Um ihn zu versöhnen und die Wartezeit wiedergutzumachen, habe ich Unsummen für Eis ausgegeben. Ich erinnere mich noch gut an eine Reise nach Frankreich, wo wir auf einem billigen Campingplatz übernachteten, ewig weit von sämtlichen Attraktionen für Achtjährige entfernt. Ich schleppte Nat auf der Suche nach ein paar schönen Bändern und Knöpfen von einem Flohmarkt zum nächsten, und auf dem Rückweg nach Hause musste ich ein Vermögen hinblättern für einen Tag im Disneyland Paris.

Armer, kleiner Nat. Kein Wunder, dass Roy Lichtenstein zu seinen Lieblingskünstlern gehört und er sein Zimmer komplett mit Ikea-Möbeln eingerichtet hat.

Also, so viel zu meinem Laden. Mein ganzer Stolz, in dem ich mich verschanze wie eine Figur aus einem Märchen von Hans Christian Andersen. Während ich nähe, warte ich auf das Geräusch der Türklingel und darauf, dass jemand hereinkommt. Dann geht mein Puls schneller in der Hoffnung, dass ich etwas verkaufen kann. In *jener* Woche, daran erinnere ich mich noch genau, war ich dabei, ein Kleid mit passendem Mantel für Tamasin zu entwerfen. Harriet, ihre hübsche Tochter, hatte sich kürzlich einen reichen Banker geangelt und war so knapp an einer Karriere als Schnittchen-Schmiererin für Gala-

Abende vorbeigeschrammt. In ein paar Wochen würde sie auf den Kirchenaltar zuschweben, und Tamasin hatte mich damit beauftragt, aus ihr die hinreißendste Brautmutter nördlich der M4-Autobahn zu machen. Ausnahmsweise war ich einmal dankbar dafür, dass es im Laden ruhig war – jeder einigermaßen vernünftige Mensch würde sich im Victoria Park in die Sonne setzen –, denn so konnte ich mich ganz meiner Aufgabe widmen. Es war eine ziemliche Tüftelararbeit, und ich hatte mir bereits mehrmals in den Finger gestochen.

Um sechs Uhr abends war mein Rücken steif, und mir taten sämtliche Gliedmaßen weh vom stundenlangen Sitzen. Am Mittwochabend schließlich hatte ich dermaßen die Nase voll von der Stickelei und der Tatsache, dass der Gehrock für eine Hochzeit bestimmt war – warum war es mir nie vergönnt, die Brautjungfer oder die verdammte Braut zu sein? Normalerweise neige ich nicht zu Selbstmitleid, was Beziehungen angeht – es sei denn, mir fällt wieder ein, wie lange ich schon keinen Sex mehr gehabt hatte –, aber die Sommerhitze und die Fummelararbeit an dem Mantel hatten mir zugesetzt. Daher war die Aussicht auf ein wohlverdientes Glas gekühlten Wein im Deli äußerst verlockend. Außerdem gab es nichts und niemanden, der zu Hause auf mich wartete.

Kapitel 2

Der Rest der Clique aus der Paradise Street hatte sich bereits im Deli versammelt. Unsere wöchentlichen Treffen halfen Sally und Richard dabei, über die Runden zu kommen – wir waren